

die Kunsthistoriker ihre Herkunft nie erhellt; auch Rewald und Doran nahmen sie wie einen Findling, ohne Erklärung in ihre Dokumentensammlung auf. Dabei hätte jeder Katholik, der noch Gottesdienste in Latein erlebt hat, das Rätsel lösen können. Die Formulierung wurde fast in jeder Messe verwendet. Mit ihr redet die vom Priester im Hochamt gesungene feierliche Danksagung (Präfation), die in das Sanktus einmündet und das Hochgebet einleitet, Gott an: „Es ist in Wahrheit würdig und recht, billig und heilsam, Dir immer und überall Dank zu sagen, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott ...“

Mag dieser Brief auch nicht das ganze Geheimnis von Cézannes Religiosität enthüllen, so gibt er doch einen Blick auf sie frei. Sie ist weder von den Vorstellungen Paul Valérys noch von der Anthroposophie, noch von Gasquets pantheisierendem Idealismus her angemessen zu verstehen, sondern wurzelt in der christlichen Schöpfungspiritualität und Liturgie. Sie ist keine rein angstmotivierte Gläubigkeit, die – wie Rewald andeutet – von Cézannes künstlerischer Entwicklung abgetrennt und hinter ihr zurückgeblieben wäre. Die Deutung, daß die Welt ein Schauspiel und ein Geschenk des Pater omnipotens aeternus Deus an den sehfähigen und sehnhungrigen Menschen ist, entsprach zuinnerst seinem Projekt einer absoluten Malerei in kontemplativer, erdverbundener Berührung mit der Natur und konnte es animieren. Sie verlangte keine „literarische Einstellung“, die er bekanntlich ablehnte, und keine explizit religiösen Motive und Symbole, wie sie etwa Salvador Dalí gemäß seinem surrealistischen Ansatz nach seiner Rückkehr zum Glauben malte, Cézanne aber nicht. Doch konnte sie Cézannes

Bemühen unterstützen, über die Augenblicksekstase der Impressionisten hinauszugelangen und jene Seherfahrten zu „realisieren“, die fast nur metaphysisch zu beschreiben sind und die Interpretieren von „bis ins Unzerstörbare hinein gesteigerter Wirklichkeit“ (R. M. Rilke), von „zur Dauer gesteigerter Ewigkeitsform“ (G. Adriani) und von „höherer Geborgenheit“ (K. Badt) sprechen ließen.

Ausschnitte des täglich vom Schöpfer ausbreiteten Schauspiels konnte Cézanne dadurch vermitteln, daß er die „Tiefe“, die er im Brief erwähnt, herausarbeitete, von symphonischen „Farbharmonien“ statt von Farben einzelner Objekte ausging, wie Kurt Badt bemerkt, die Äpfel, Birnen und Gefäße seiner Stilleben als Repräsentanten der ganzen, schönen Welt und die Menschen seiner Porträts in einsamer Kontemplation darstellte. Der Betrachter kann seine Bilder einfach als monumental und festlich oder auch als „raffiniert gemacht“ empfinden; Cézanne sah in ihnen wahrscheinlich noch eine tiefere Dimension. Er feierte sein Hochamt nicht entweder in der Kathedrale oder „sur le motif“, sondern – jenseits von Sakristeichristentum und Säkularismus – in beiden Erfahrungsräumen.

Bernhard Grom SJ

¹ G. Adriani, Paul Cézanne – Zeichnungen (Köln 1978); ders., P. Cézanne – Aquarelle (Köln 1982); M. L. Krumrine, P. Cézanne. Die Badenden (Zürich 1989); G. Adriani, Cézanne – Gemälde (Köln 1993). Lit.: K. Badt, Das Spätwerk Cézannes (Konstanz 1971); M. Doran, Gespräche mit Cézanne (Zürich 1982); B. Dorival, Cézanne (Hamburg 1949); P. Frank, Cézanne (Reinbek 1986); K. Leonhard, P. Cézanne in Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten (Reinbek 1966); J. Rewald, Cézanne (Köln 1986); ders., P. Cézanne, Briefe (Zürich 1962).

Der Papst im Spannungsfeld zwischen Vorgänger und Nachfolger

Auf den ersten Blick scheint es kaum möglich, hier ein Spannungsfeld zu entdecken oder überhaupt ein Phänomen, das des Nachdenkens wert erscheint. Zwar ist es eine bekannte Tatsache, daß ein Papst in seinen Reden und Ansprachen gern und häufig seine Vorgänger nennt und aus ihren Schriften und Reden zitiert. Aber dabei handelt es sich ausnahmslos um Anknüpfungsversuche und

lobende Hervorhebungen. Diese lassen sich als ein Ausdruck für lebendige Tradition und Kontinuität verstehen, die den Trägern des kirchlichen Lehramts auch sonst am Herzen liegen.

Bei näherem Hinsehen erweist sich dieses wenig interessante Bild jedoch als komplexer. Das Verhältnis des Papstes zu seinem Vorgänger ist nämlich nicht ohne Ambivalenz. In vielen Fällen

ist er gewählt worden, um anders weiterzulegen als der Verstorbene, um das Papsttum in anderer Weise zu verkörpern und zu verwirklichen. Das war in unserem Jahrhundert bei Pius X., Benedikt XV., Johannes XXIII. und vermutlich auch bei Johannes Paul I. bzw. Johannes Paul II. der Fall. Wie die historischen Beispiele zeigen, geht es dabei häufig um einen veränderten päpstlichen Stil, aber manchmal auch um strikt inhaltliche Fragen wie zum Beispiel bei Benedikt XV. Seine Wähler hatten die Hoffnung, er werde die Modernistenverfolgung Pius' X. abbrechen, und er hat diese Hoffnung erfüllt¹. Da erscheint der Vorgänger also beinahe wie eine Hintergrundfolie, von der der Neugewählte sich abzuheben hat und – da er in solchen Fällen häufig nicht zur „Partei“ des Vorgängers gehörte – auch abheben will.

Es gibt natürlich außerdem Päpste, die in einer Krisensituation gewählt worden sind und von denen die Elektoren wünschen, daß sie die Linie des verstorbenen Papstes fortsetzen. In unserem Jahrhundert dürfte dies bei Pius XI. nach dem plötzlichen Tod Benedikts XV., bei Pius XII. kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und bei Paul VI., der von seinem Vorgänger ein begonnenes Konzil erbt, geschehen sein. Aber auch diesen Päpsten bleibt in ihrem isolierten und personbezogenen Amt kaum etwas anderes übrig, als ihren eigenen persönlichen Stil zu finden und zu verwirklichen.

Dennoch darf der Papst nicht zu sehr vom Vorgänger abweichen, wenn er seine eigene Autorität nicht gefährden will. Wenn Wort und Handlung eines verstorbenen Papstes nicht mehr gelten, werden auch Wort und Handlung des lebenden Papstes unweigerlich abgewertet. Ein willkürlicher Gebrauch der päpstlichen Autorität schwächt diese demnach, anstatt sie zu stärken. Wenn Benedikt XV. zu einer Entscheidung von Pius X. sagt: „Ich werde eine Änderung vornehmen, aber vorsichtig vorgehen, um Rücksicht auf sein Andenken zu nehmen“², verhält er sich nicht nur menschlich gegenüber dem verstorbenen Vorgänger. Er bewahrt auch seine eigene Amtsautorität.

Wir stoßen hier also unversehens auf eine systemimmanente Begrenzung, an denen das Papstamt im übrigen nicht eben reich zu sein scheint.

Bei dieser systemimmanenten Begrenzung spielt auch die noch schattenhafte Gestalt des Nachfolgers eine Rolle. Je eigenwilliger der Papst sein Amt verwaltet und je einseitiger er sich mit einer Fraktion in der Kirche identifiziert, desto wahrscheinlicher wird es, daß es nach seinem Tod zu einem Umbruch und zum Abbruch der bisherigen Ausrichtung kommt.

Hier wirken freilich zwei gegenläufige Momente aufeinander ein, deren konkrete Auswirkung auch durch die Amtsdauer des Papstes bestimmt wird. Regiert der Papst verhältnismäßig kurz, gelingt es ihm wohl kaum, die Mehrzahl der im späteren Konklave anwesenden Kardinäle selbst zu ernennen. Sie fühlen sich dann freier ihm gegenüber, und eine nüchterne Beurteilung des gerade abgelaufenen Pontifikats wird einfacher. Die Wahrscheinlichkeit steigt, daß es zu einem Umschwung kommt. Andererseits weist ein kurzes Pontifikat weniger Ermüdungs- und Abnutzungserscheinungen auf, was den persönlichen Stil des Amtsinhabers betrifft. Der Tod eines Papstes nach kurzer Amtszeit kann leicht als Krise für die Kirche erlebt werden. Das spricht eher für die Wahl eines Nachfolgers, der die bisherige Linie fortführen will.

Nach einem langen Pontifikat sind die meisten Kardinäle im Konklave vom verstorbenen Papst ausgewählt, in mehr oder minder direktem Sinn „seine“ Männer. Diese Konstellation fördert natürlich Kontinuität. Dagegen wirkt jedoch wahrscheinlich das Bedürfnis nach neuen und anderen Akzentsetzungen in der Kirchenleitung, das sich bei einem so persongeprägten Amt nach längerer Zeit fast unausweichlich bemerkbar machen muß.

Diese beiden gegenläufigen Momente sorgen dafür, daß das Einwirken des Nachfolgers auf einen regierenden Papst vage bleiben muß, noch vager, als es einer definitionsmäßig unbekannteren Größe zukommt. Dennoch bleibt der Nachfolger gegenwärtig als eine Art richtende Gestalt, die auf das Lebenswerk des regierenden Papstes einen entscheidenden, aber schwer bestimmbareren Einfluß hat. Als solche ist er zumindest manchen Päpsten klar bewußt. Johannes XXIII. sagte im Februar 1963, also einige Monate vor seinem Tod, zu einem Freund: „Sehen Sie, lieber Pater, ich weiß, daß ich nicht mehr lange zu leben habe. Ich muß deshalb in allem, was ich tue, überaus vor-

sichtig sein, um zu verhindern, daß das Konklave nach meinem Tod ein Konklave ‚gegen mich‘ wird. Dann würde es nämlich eine Wahl treffen, die alles zerstört, was ich aufzubauen begonnen habe.“³

Interessanterweise spielen die Vorgänger des Papstes auch bei der gegen ihn gerichteten Kritik eine Rolle, und zwar als sowohl verstärkender wie auch begrenzender Faktor. Es liegt nahe, daß Gläubige und Theologen, die die Amtsführung des gegenwärtigen Papstes als einseitig empfinden, nach anderen Modellen des Papstseins suchen, um ihre Kritik zu untermauern. Solche Modelle finden sich in theologischer Literatur über das Papsttum (z. B. in H. Küng, *Unfehlbar?*, 1970, 197–202) aber zugänglicher und gewichtiger in der Vergangenheit. So hat man z. B. Johannes XXIII. Pius XII. gegenübergestellt, und Johannes Paul II. sieht sich manchmal mit der Gestalt Johannes’ XXIII. konfrontiert. Gelingt es, glaubhaft zu behaupten und zu vermitteln, daß ein früherer Papst eine klar abweichende Linie von der des jetzigen vertreten hat, haben die Kritiker eine bedeutende Verstärkung bekommen. Das tatsächliche Lehramt eines – wenn auch verstorbenen – Papstes ist einem noch so gut ausgearbeiteten theologischen Modell an Durchschlagskraft weit überlegen. Vermutlich liegt hier auch einer der Gründe, warum der Papst so gerne seine Vorgänger zitiert. Es ist wichtig für ihn und die Glaubwürdigkeit des päpstlichen Lehramtes überhaupt, sie auf seiner Seite zu haben.

Doch das, was die Kritik beflügelt und verstärkt, hält sie auch in Grenzen. Je mehr man sich auf das Lehramt und die Inspiration eines verstorbenen Papstes beruft, desto mehr muß man das Lehramt und die Inspiration des lebenden respektieren. Wir haben hier also das Musterbeispiel einer deutlichen, unter Umständen kraftvollen, aber nicht systemgefährdenden Kritik vor uns. Dies sind jedoch Charakteristika, die eine innerkirchliche Kritik auszeichnen sollten.

Bisher haben wir die Funktion des Vorgängers und des Nachfolgers als systemimmanente Begrenzung beleuchtet. Zumindest der Vorgänger scheint jedoch auch noch eine mehr positive Rolle zu spielen. Wie bekannt, hat der Papst in der katholischen Kirche weitreichende Befugnisse, Privilegien und Rechte. Diese helfen ihm jedoch

kaum, zu wissen, wie er sein Amt konkret ausüben soll. Gerade weil die Privilegien, Rechte und Pflichten des Papstes so umfassend sind, sind sie im allgemeinen sehr abstrakt formuliert. Was heißt es konkret, höchster Lehrer und Prinzip der Einheit zu sein? Wie übt man diese Funktionen praktisch aus? Was das Papstamt anbetrifft, so gibt es kein vergleichbares kirchliches Amt, keine Rollenbeschreibung und niemanden, der die gleiche Funktion gleichzeitig ausübt. Es gibt also keine Konsultation mit Gleichgestellten und keine Möglichkeit, sie zu beobachten und danach zu handeln. Wie soll ein neuer Papst da lernen, Papst zu sein? Er hat eigentlich keine andere Wahl, als sich nach seinen Vorgängern zu richten. Sicherlich kann er sich angleichen oder sich distanzieren, aber der Vorgänger als Orientierungspunkt scheint unentbehrlich zu sein.

Diese Tendenz wird dadurch verstärkt, daß die Mitarbeiter des verstorbenen Papstes ja noch da sind. Sicherlich sind die meisten durch den Tod des Vorgängers ihrer Funktion entkleidet, aber das ändert nichts daran, daß der neue Papst sich in irgendeiner Weise zu ihnen verhalten muß. Indem er sie endgültig verabschiedet oder sie wieder einsetzt, nimmt er Stellung zur Politik des Vorgängers und bestimmt damit seine eigene.

Das Verhältnis des Papstes zu seinem Vorgänger ist also nicht nur ein individuelles Phänomen, das die Kirchengeschichte von Fall zu Fall untersucht. Es handelt sich um ein regelmäßig wiederkehrendes Strukturelement, das bisher nicht die Aufmerksamkeit erhalten hat, die ihm zukommt. Vorgänger und Nachfolger haben einen wichtigen Platz in dem Beziehungsnetz zwischen dem Papst und seiner „Umgebung“ im weitesten Sinn: von der Kurie bis zur nichtkirchlichen öffentlichen Meinung. Dieses Beziehungsnetz wird in der theologischen Forschung oft vernachlässigt, bestimmt aber die konkrete Gestaltung eines Pontifikats weit mehr als so mancher kirchenrechtliche und dogmatische Grundsatztext.

Angela Corsten RSCJ

¹ E. Weinzierl in: *Das Papsttum in der Diskussion*, hrsg. v. G. Denzler (Regensburg 1974) 127.

² F. Crispolti, Pio IX., Leone XIII., Benedetto XV. (Milano 1932) 152.

³ P. Hebblethwaite in: *The Tablet* 237 (1983) 521.